

Unsere Vorgänger und Wir selbst nachdrücklich betont haben, daß die Frage des sozialen und wirtschaftlichen Friedens zuerst eine sittliche Frage im Menschen selber ist, so ist keine Reform fruchtbar, kein Vergleich haltbar ohne eine Änderung und Reinigung der Herzen. Die Jungfrau von Lourdes ruft es in diesem Gedenkjahr allen zu!

Ein Wort an die Kranken und Leidenden

Und wenn Maria sich in ihrer Sorge mit Vorliebe einigen Kindern zuneigt, sind das nicht, geliebte Söhne und ehrwürdige Brüder, die Kleinen, Armen und Kranken, die Jesus so sehr geliebt hat? „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, scheint sie mit ihrem göttlichen Sohn zu sagen (Matth. 11, 28). Geht zu ihr, die ihr vom materiellen Elend erdrückt und hilflos gegenüber den Härten des Lebens und der Gleichgültigkeit der Menschen seid; geht zu ihr, die ihr von Trauer und seelischen Prüfungen geschlagen seid; geht zu ihr, teure Kranke und Leidende, die ihr in Lourdes wahrhaft als die leidenden Glieder unseres Herrn empfangen und geehrt seid; geht zu ihr und empfanget den Frieden des Herzens, die Kraft zur täglichen Pflicht, die Freude des dargebrachten Opfers. Die unbefleckte Jungfrau, die die geheimen Wege der Gnade in den Seelen und das stille Wirken dieses übernatürlichen Hefeteigs der Welt kennt, weiß, wieviel in den Augen Gottes eure Leiden in Verbindung mit denen des Erlösers wert sind. Sie können, daran zweifeln Wir nicht, gewaltig zu jener christlichen Erneuerung der Gesellschaft mit beitragen, um die Wir Gott durch die mächtige Fürbitte seiner Mutter bitten. Möge Maria auf das Gebet der Kranken, der Demütigen, aller Lourdes-Pilger hin ihren mütterlichen Blick ebenfalls denen zuwenden, die noch außerhalb des einen Schafstalls der Kirche weilen, um sie in die Einheit zu versammeln! Möge sie ihren Blick denen zuwenden, die suchen und nach der Wahrheit dürsten, um sie zur Quelle des lebendigen Wassers zu führen! Möge ihr Blick schließlich jene unermesslichen

Kontinente und weiten menschlichen Zonen überfliegen, wo Christus leider noch so wenig gekannt, so wenig geliebt wird, und möge ihr gewährt werden, daß die Kirche die Freiheit und die Freude genießt, an allen Orten immer jung, heilig und apostolisch auf die Erwartung der Menschen zu antworten!

„Willst du die Güte haben zu kommen...“, sagte die heilige Jungfrau zu Bernadette. Diese zurückhaltende Einladung, die keinen Zwang ausübt, die sich an das Herz richtet und gütig eine freie, großmütige Antwort anregt, richtet die Mutter Gottes aufs neue an ihre Kinder in Frankreich und in der Welt. Die Christen werden sich diesem Ruf nicht verschließen; sie werden zu Maria gehen. Und jedem von ihnen wollen Wir am Schluß dieses Briefes mit dem heiligen Bernhard sagen: „In Gefahren, in Ängsten, in Zweifeln denk an Maria, ruf Maria an... Folgst du ihr, so wirst du nicht vom Weg abkommen; fragst du sie, so wirst du nicht verzweifeln; denkst du an sie, so wirst du nicht irren; hältst du dich an sie, so wirst du nicht ins Verderben geraten; schützt sie dich, so brauchst du nichts zu fürchten; führt sie dich, so wirst du nicht müde werden; segnet sie dich, so gelangst du ans Ziel...“ (Hom. II super Missus est: P. L. CLXXXIII, 70—71).

Wir vertrauen, geliebte Söhne und ehrwürdige Brüder, daß Maria euer und Unser Gebet erhören wird. Wir bitten sie darum an diesem Fest der Heimsuchung, das wohlgeeignet ist, diejenige zu feiern, die sich vor hundert Jahren herabgelassen hat, den Boden Frankreichs zu besuchen. Und indem Wir euch auffordern, mit der Unbefleckten Jungfrau Gott das Magnificat eures Dankes zu singen, rufen Wir auf euch und auf eure Gläubigen, auf das Heiligtum von Lourdes und seine Pilger, auf alle, die die Verantwortung für die Feste der Jahrhundertfeier tragen, einen reichen Strom der Gnaden herab, als deren Unterpfeiler Wir euch von ganzem Herzen in Unserer beständigen väterlichen Zuneigung den Apostolischen Segen erteilen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am Feste der Heimsuchung Mariä, dem 2. Juli 1957, im 19. Jahre Unseres Pontifikats.

Die Kirche in den Ländern

Der Aufstieg des Schwarzen Afrika und die Kirche

Es gibt ein „weißes“ und ein „schwarzes“ Afrika, und man hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg daran gewöhnt, sie deutlich voneinander zu unterscheiden und zugleich ihrerseits als zwei „Blocks“ anzusehen. Nordafrika, das dem Mittelmeerraum zugewandt ist und von Arabern bewohnt wird — Ägyptern, Libyern, Tunesiern, Algeriern und Marokkanern: Musulmanen, Maghrebianern, wie die Einwohner Tunesiens, Algeriens und Marokkos oft gemeinsam genannt werden —, dieses Nordafrika ist durch Geschichte und Kultur etwas völlig anderes als das Schwarze Afrika, das südlich der Sahara beginnt und trotz aller Unterschiede, ja Gegensätze der Stämme, Sprachen und Kulturen ein Ganzes bildet. Was in Nordafrika geschieht, hat zwar heute einen starken Widerhall in den Ländern des Schwarzen Afrika; aber dieser Wider-

hall beruht vor allem auf dem gemeinsamen Schicksal der Kolonialzeit, von der ganz Afrika heute sich zu befreien strebt. Alle Phasen der Freiheitskämpfe und der Unabhängigkeitsbewegungen in Nordafrika erschüttern heute auch das Schwarze Afrika, wiewohl dieses durch seine Rasse, seine Vergangenheit, seine Überlieferungen und den Stand seiner Emanzipation unter ganz anderen Verhältnissen lebt. Dieses Schwarze Afrika ist seit dem Zweiten Weltkrieg in eine sich steigernde Unruhe geraten und befindet sich in einer sich überstürzenden sozialen und politischen Umwälzung, die ohne jeden Zweifel über kurz oder lang zur Unabhängigkeit der einzelnen afrikanischen Gebiete von ihrer bisherigen Kolonialherrschaft führen wird. Doch das ist auch das einzige, was man sicher voraussagen kann. Welche Gestalt diese Unabhängigkeit annehmen wird und welche Kräfte ihre Kultur tragen werden, das ist ganz unvorhersehbar. Denn obwohl im Ringen um die Befreiung von der europäischen

Vormundschaft die Völker und Kultureinheiten zusammenstehen und ihre Führer von einer „Afrikanischen Union“ träumen, sind doch auseinanderstrebende und gegensätzliche Kräfte vorhanden, die eine solche Einheit verhindern könnten, und geistige Mächte, die um die Seele der schwarzen Völker ringen — heidnische Tradition, Islam, Christentum und Kommunismus —, machen Vorhersagen vollends unmöglich. Wie begreiflich, steht also auch die Zukunft der Kirche im Schwarzen Afrika bei dem Aufstieg seiner Völker zur völligen Selbstbestimmung mit im Spiel. Ja die afrikanischen Christen — unter denen es einige gibt, die durchaus imstande sind, sich über diese entscheidende Frage vollkommen Rechenschaft abzulegen — sind davon überzeugt, daß wenn es der Kirche gelingt, wahrhaft „afrikanisch“ zu werden, die Kirche selbst einen neuen, ungeahnten Lebensimpuls aus der religiösen Kraft des „Negertums“ erhalten werde. Daß die Kirche ihrerseits den gegenwärtigen Augenblick für das politische, soziale und spirituelle Schicksal Afrikas für entscheidend hält, beweist allein schon die Missionsenzyklika *Fidei Donum*, die Papst Pius XII. am 21. April an den Episkopat der ganzen Welt zugunsten der Missionen in Afrika gerichtet hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 474 ff.). Übrigens wird der Drang nach Unabhängigkeit auch von den weißen Bischöfen im Schwarzen Afrika als berechtigt anerkannt und unterstützt (so in dem gemeinsamen Hirtenbrief des Episkopats der AOF vom 24. April 1955 oder dem der Bischöfe der Elfenbeinküste vom April 1957). Doch soll auch nicht verschwiegen werden, was der Papst über die Rolle gesagt hat, die Europa bei der Entwicklung Afrikas vielleicht noch zu spielen hat — er hat es vor kurzem erst wieder so zusammengefaßt:

„Es scheint Uns notwendig, daß Europa in Afrika die Möglichkeit behält, seinen erzieherischen und bildenden Einfluß auszuüben, und daß es auf der Grundlage dieser Tätigkeit eine ausgebreitete und verständnisvolle materielle Hilfe entfaltet, die dazu beitragen kann, den Lebensstandard der afrikanischen Völker zu heben und die natürlichen Reichtümer dieses Kontinents zu erschließen. So wird es beweisen, daß sein Wille, eine Staatengemeinschaft zu gründen, kein egoistisches Sichabschließen bedeutet, daß er nicht aus einem Verteidigungstrieb gegen äußere Mächte hervorgeht, die seine Interessen bedrohen, sondern vor allem aus konstruktiven und selbstlosen Gründen“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 522).

Das Ende des Kolonialzeitalters

Der Zweite Weltkrieg hat das Kolonialsystem in Afrika endgültig erschüttert. Es hatte im 19. Jahrhundert fast den ganzen Erdteil unter die Herrschaft europäischer Länder aufgeteilt. Den größten Kolonialbesitz hatten England und Frankreich; aber mitbeteiligt waren auch Spanien und Portugal, Italien, Belgien und Deutschland. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in Afrika nur zwei selbständige Staaten: das Kaiserreich Abessinien (das aber 1936 vom faschistischen Italien erobert und erst nach 1945 als selbständiges Reich wiederhergestellt wurde) und den Negerstaat Liberia. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die ehemaligen deutschen Kolonien dem Völkerbund (an dessen Stelle nach dem Zweiten Weltkrieg die UN traten) unterstellt und von diesem teils Frankreich, teils England als Mandatsgebiet übergeben. Auch Ägypten war nominell selbständig, doch unter englischer

Schutzherrschaft. Seit 1945 aber gehen allmählich immer mehr afrikanische Gebiete zu einer teilweisen oder vollständigen Selbständigkeit über. Im Norden — im „weißen“, arabischen Afrika — ist Libyen ein selbständiges Königreich geworden, nachdem es den Italienern abgenommen worden war. In den letzten Jahren haben wir dem Unabhängigkeitsringen Tunesiens und Marokkos beigewohnt (vgl. Herder-Korrespondenz zuletzt 10. Jhg., S. 181—187), und die Kämpfe in Algerien, die das „Mutterland“ Frankreich aufs schwerste erschüttern, werden wohl auch nicht vor der Erlangung einer zum mindesten internen Unabhängigkeit zur Ruhe kommen. Ägypten hat die englischen Truppen verjagt, der ehemals anglo-ägyptische Sudan ist eine unabhängige Republik geworden. Aus dem englischen Kolonialreich in Afrika lösen sich immer mehr Teile, um nur noch als Mitgliedsstaaten dem Commonwealth anzugehören: Neuerdings hat die Goldküste, die jetzt Ghana heißt, diesen Schritt getan, und Nigeria steht dicht davor. Die ehemals deutschen Kolonialgebiete unter französischem Mandat, Togo und Kamerun, haben eine Art Unabhängigkeit erreicht. Und Belgien denkt daran, seiner großen Kolonie Belgisch-Kongo die Selbstverwaltung zu verleihen. Die stärkste Unruhe erschüttert heute die französischen Besitzungen im Schwarzen Erdteil, Französisch-Westafrika (AOF) und Französisch-Äquatorialafrika (AEF). Nur in den spanischen und portugiesischen Besitzungen herrscht offenbar noch Ruhe.

Der französische Besitz im Schwarzen Afrika

Die französischen Besitzungen im Schwarzen Afrika sind weder die volkreichsten, noch ist der Prozentsatz der Christen dort besonders groß. Aber dadurch, daß die gesamten politischen und sozialen Verhältnisse dort in Bewegung geraten sind, sind diese Territorien besonders aufschlußreich für die Probleme des Schwarzen Afrika überhaupt wie auch für die Rolle der Missionen und die Entwicklung der afrikanischen Christenheit und der afrikanischen Kirche.

Die französische Verfassung von 1946 ordnete das französische Kolonialreich unter dem Namen Französische Union (Union Française) neu. Viel ist in den seither vergangenen elf Jahren von diesem Kolonial- und Bündnisreich schon abgebröckelt: Indochina, Marokko, Tunesien. Im Schwarzen Afrika gehören ihm immer noch die Kolonialgebiete der AOF und AEF und die Mandatsgebiete Togo und Kamerun sowie die Insel Madagaskar an. Aber der unaufhaltsame Selbständigkeitsdrang auch der schwarzen Völker hat Frankreich dazu veranlaßt, im Juni 1956 das sogenannte „Rahmengesetz“ (la loi-cadre) zu erlassen, das dazu bestimmt war, die Kolonialgebiete „in das Vorzimmer der Autonomie einzulassen“, das aber schon bei der Vorlage der Ausführungsbestimmungen von der „Kommission für die überseeischen Gebiete“, in der zahlreiche Negerführer saßen, vollständig umgewandelt wurde. So wie die loi-cadre sich heute darstellt, sieht sie für die einzelnen Gebiete der AOF und AEF die Schaffung von Ministerien unter Ministerpräsidenten aus den Reihen der Einheimischen, jedoch im Rahmen der Französischen Union vor. Die Mandatsgebiete sind bei dieser Neugestaltung vorgegangen. Togo erhielt am 24. August 1956 das im Oktober auch durch Volksabstimmung angenommene Statut einer „Autonomen Republik“ (das in Wirklich-

keit noch nicht gleichbedeutend mit voller interner Autonomie ist, sondern nur den Weg dahin eröffnet hat); die Mandats Herrschaft ging damit für Togo zu Ende. Kamerun, das am 18. Mai dieses Jahres das Statut eines autonomen Staates angenommen hat, ist vorläufig unter Schutzherrschaft geblieben, hat jedoch — nach einer langen und von heftigen Unruhen unterbrochenen Vorbereitungszeit — ein freiheitlicheres Statut als irgendein anderes Mandatsland.

Nach langer Debatte hat Frankreich am 3. Februar auch für sein eigentliches Kolonialgebiet im Schwarzen Afrika 13 Dekrete angenommen, durch die diesen Territorien der Weg zur Selbstverwaltung geöffnet wird. Französisch-Westafrika ist in acht, Französisch-Äquatorialafrika in vier Gebiete halbautonomer Verfassung eingeteilt worden, die eine Anwartschaft darauf haben, künftig als selbständige Mitglieder der Französischen Union anzugehören. Diese neue Verfassung setzt für jedes der Gebiete ein vom Volk gewähltes Parlament ein, das seinerseits einen 6- bis 12köpfigen Ministerrat wählt. Der Erste Minister ist zugleich Vizepräsident des Gebietes, während der „Gebietspräsident“ ein von Paris ernannter Franzose sein soll. Der gesamte „Regierungsrat“ muß zurücktreten, wenn das Parlament ihm kein Vertrauen mehr entgegenbringt. Einige entscheidende Sachgebiete bleiben aber noch der Kolonialverwaltung vorbehalten: Armee, Finanzwesen, auswärtige Beziehungen, höheres Bildungswesen, Zölle und Rundfunk. Diese gemäßigte Linie der Reformen ist dem Sieg der gemäßigten Führer der schwarzen Völker zuzuschreiben, die sich gegenüber den überall mehr oder minder stark vorhandenen radikalen Strömungen durchsetzen konnten. Einer ersten Probe wurden die neu geordneten Gebiete am 31. März unterzogen, als sie die Beratenden Versammlungen wählen mußten, die den Übergang zur Selbstverwaltung durchzuführen haben. Die Wahlbeteiligung, besonders der Schwarzen, war in abgelegenen Gebieten sehr gering, sie schwankte zwischen 20 und 70 % (letzteres in den Städten). Die Wahlen verliefen in vollkommener Ruhe; sie haben überall mehr oder weniger gemäßigte Mehrheiten ergeben. Aber die Probleme beginnen erst jetzt.

Die Probleme der „négritude“

Das eigentliche Problem der schwarzen Völker wäre sogar noch nicht mit der bloßen Unabhängigkeit gelöst. Es besteht vielmehr darin, das eigene Wesen zu verwirklichen, die gesamte fremde Überformung abzustreifen und, wenn auch aufgerüttelt durch die Begegnung mit der weißen Kultur und von ihren geistigen und religiösen (und auch antireligiösen und materialistischen) Kräften mitgerissen, in allen Lebensgebieten einen eigenen Ausdruck zu finden. Gerade diese Rasse, die im Urteil der Weißen „bisher keine Kultur hervorgebracht hat“, hat heute mehr als jede andere, die in den Bann der weißen Kultur und Zivilisation geraten ist, das Gefühl, einen Schatz an höchst eigenständiger Menschlichkeit zu besitzen, der dazu bestimmt ist, die Welt zu erneuern. Selbstverständlich gilt das nur für die höchste Elite, während die große Masse der Schwarzen noch teils in altüberlieferten primitiven Verhältnissen lebt, teils durch die Kolonialherrschaft in einen Zustand schwerer Minderwertigkeitsgefühle gedrängt worden ist, aus dem sie sich nur dadurch befreien zu können glaubt, daß sie die Weißen nachahmt und vor allem ihren Lebensstandard

anstrebt. Diese Gefühlslage wird von der kommunistischen Agitation, die überall in Afrika offen oder getarnt am Werke ist, ausgenutzt. Nichtsdestoweniger ist das in den Eliten erwachende Bewußtsein von einer eigenen Art und eigenen Sendung für die Zukunft des Schwarzen Afrika von größter Bedeutung; es erscheint auch als die einzige zukunftsfrüchtige Kraft, die sich dem Kommunismus wirksam entgegenstellen kann. Wir sind gewöhnt, dies von der Kirche zu sagen. Aber es scheint auch für die Kirche zu gelten, daß sie im Schwarzen Afrika erst dann ihre Dynamik wird entfalten können, wenn sie eine afrikanische Form gefunden hat. Das Problem der „Anpassung“ der Kirche ist heute bekanntlich in allen nicht-europäischen Kulturen akut; es ist ein vielschichtiges, kompliziertes Problem, das oft ungeschickt ausgedrückt wird. Oder besser gesagt: das Problem besteht im Grunde nur in dem Übergang von einer begrenzten (europäischen) Ausdrucksform zur vollen Offenheit der christlichen Verkündigung und ist also letzten Endes etwas ganz Einfaches, wenn auch für den einzelnen Menschen, den Missionar, oft schwer auszuführen. Wir wissen aus allen Missionsländern, in denen sich heute die Emanzipation von der europäischen Vorherrschaft vollzieht, daß die Kirche und ihre Missionare leicht mit der Vormacht der Weißen und ihrer Kultur verwechselt werden und darum Mißtrauen begegnen. Auch bei den schwarzen Völkern, die nach Selbständigkeit streben, ist das so. „Die Nichtchristen (die in Übersee die große Mehrzahl sind)“, sagt Alioune Diop, ein afrikanischer Christ aus Senegal, einer der führenden Intellektuellen der AOF, „unterscheiden nicht leicht zwischen der Universalen Kirche und den Abenteuern der abendländischen Geschichte“ („Témoignage Chrétien“, 12. 7. 57). Wir kommen darauf noch zurück.

Daß im Schwarzen Afrika das Bewußtsein eigenständiger menschlicher und kultureller Werte erwachsen konnte, ist zweifellos dadurch begünstigt worden, daß es noch andere Schwarze gibt, die durch ihr Schicksal noch mehr darauf verwiesen worden sind, ihr Wesen von dem ihrer Unterdrücker abzuheben, sich als „anders“ zu empfinden und diesem Anderssein schöpferischen Ausdruck zu verleihen: die Neger der Vereinigten Staaten und des Westindischen Archipels. Hier erwachte die Sehnsucht nach dem echten Afrika — einem Afrika, das es nicht gibt oder nicht mehr gibt, das aber nun auch in Afrika selbst in den Tiefen der Seelen Wiederhall gefunden hat und als Urkraft der „négritude“ ans Licht drängt. Die größte Schwierigkeit dabei besteht wohl darin, daß die Errungenschaften der technischen Zivilisation der weißen Rasse nicht preisgegeben werden sollen und können — denn das würde den Untergang bedeuten; daß diese aber auf jener Mentalität beruhen, die der „négritude“ fremd ist. Irgendwie wird das Schwarze Afrika diese beiden Komponenten vereinigen müssen: die irrationale, musische, tief religiöse Anlage der eigenen Rasse mit dem Rationalismus und der Exaktheit der Naturwissenschaften, ohne deren Apparat es sich nicht gegen die „weiße“ Welt halten könnte.

Die Kirche im Schwarzen Afrika

Die Probleme, denen sich die Kirche und die christliche Mission im Schwarzen Afrika gegenübersehen, liegen zu einem entscheidenden Teil in dieser Frage. Wohl nimmt ihr Ringen um die Seele der schwarzen Völker oft die Gestalt des Kampfes gegen Kommunismus und Materia-

lismus und des Wettlaufs mit der Ausbreitung des Islam an. Aber das Mittel zum Sieg scheint überall darin zu bestehen, daß der Neger sich selber in der Kirche, im christlichen Glauben wiederfindet und sein Negertum in der Botschaft Christi mehr angesprochen fühlt als in irgendeiner anderen Lebensauffassung. Durch den Unabhängigkeitsdrang der schwarzen Völker, ihre mehr oder weniger leidenschaftliche Loslösung von der früheren Vormundschaft ist die afrikanische Kirche fast plötzlich vor Probleme gestellt worden, die für Afrika und seine religiöse Zukunft von unermeßlicher Tragweite sind. Mitten im Missionierungsprozeß, bei fast überall herrschendem großem Priestermangel, muß hier mit bestürzender Raschheit eine Umstellung vollzogen werden, die die Kirche in Afrika fest fundiert, auch wenn die bisherigen Kolonialgebiete sich vielleicht gänzlich und feindlich von den ehemaligen Mutterländern trennen sollten. Nicht nur die Leitung der Kirche muß „afrikanisiert“ werden: heute gibt es bereits 23 schwarze Bischöfe, deren erster im Jahre 1939, der nächste erst 1951 geweiht worden ist. Viele Gebiete haben bereits eine eigene Hierarchie (die Goldküste, heute Ghana, und Nigeria seit 1950, die Südafrikanische Union seit 1951, Britisch-Ostafrika seit 1953; die Gebiete Französisch-Afrikas sowie Rhodesien haben sie 1955 erhalten). Das Schwarze Afrika (ohne die Inseln) besitzt (nach einer Statistik von 1955) 1435 schwarze Priester: eine noch sehr geringe Zahl gegenüber den 8276 ausländischen Priestern und für die 18 330 373 Katholiken. Aber das alles, an sich schon nur ein Beginn, bezieht sich nur auf eine Seite des Problems.

Eine afrikanische Stimme: Alioune Diop

Alioune Diop, dessen Aufsatz in „Témoignage Chrétien“ (12. 7. 57) wir hier ausführlicher zitieren wollen, ist zwar keineswegs ein unparteiischer, aber dafür ein sehr aufschlußreicher Zeuge. Er nennt seinen Aufsatz „Questions à l'Occident chrétien“ und beginnt mit der Behauptung, die Weltmeinung betrachte zwar heute mehr und mehr die Kolonisation als ein Übel; aber wenn dieses Übel auch beginne, das Gewissen des Abendlandes zu belasten, so hätten die kulturellen und religiösen Autoritäten dies doch noch nicht offen anerkannt.

„Die afrikanische Christenheit“, so heißt es da, „ihre Entfaltung, ihre Persönlichkeit ist heute in erster Linie vom Kolonialismus bedroht. Weder die gedankliche Erfassung noch die kulturelle Kraft, noch die künstlerische Ausdrucksfähigkeit ihres Glaubens hat sich bisher mit dem Leben konfrontieren können. Unsere Kirchen haben keine Persönlichkeit und können keine haben, solange der gläubige Mensch in ihnen nicht alle natürlichen Verantwortlichkeiten des Menschen übernimmt. Aber kein wichtiges kulturelles Werk, keine originale soziale Einrichtung ist hier Schöpfung der Afrikaner.“ Erst wenn der Kolonialismus aufgehört hat, der Feind Nr. 1 des Afrikaners zu sein, so meint Diop, beginnt der dialektische Materialismus der Feind des Glaubens in Afrika zu werden. Denn vorderhand gibt es keine wirkliche Auseinandersetzung zwischen dem Glauben und dem Materialismus: der Kolonialpaternalismus hält ihn davon fern. Das gleiche gilt nach Diop auch für den Islam: der afrikanische Gläubige hat den Dialog mit dem afrikanischen Mohammedaner noch nicht einmal begonnen, so sehr ist er bevormundet. Erst die Auseinandersetzung aber würde

dem christlichen Glauben zur Entfaltung seiner wahren Kräfte verhelfen.

Man wird nun vielleicht sagen, fährt Diop fort, nur die Kolonisierung habe dem Schwarzen Erdteil das Evangelium gebracht, das ihm doch fehlte. Aber gerade das Christentum verlangt, daß „jeder Christ die Bestätigung und Entfaltung seines Glaubens im Gefühl der Verbundenheit mit seiner Gemeinschaft und durch sie hindurch... mit der ganzen Welt findet. Daher wird es immer deutlicher, daß die Zukunft unserer Kirchen und unserer christlichen Gemeinschaften verlangt, daß unsere Völker ihre politische Souveränität erlangen.“ Dann wird sich aber auch zeigen, eine wie große Bereicherung der Einzug der afrikanischen Völker in die Christenheit dieser bringen wird.

Vorläufig jedoch nimmt die Kirche in den Augen vieler noch teil an den zahllosen Verletzungen, die die Kolonisation der gesamten Menschheit zugefügt hat. „Die Nichtchristen (die in Übersee die große Mehrzahl sind) unterscheiden nicht leicht zwischen der universalen Kirche und den Abenteuern der abendländischen Geschichte. Das Problem der Missionare steigert noch die Verwirrung.“

„Die Kirche hat ihr Los niemals an das Schicksal einer Rasse, einer Nation und einer Kultur gebunden und kann es nicht tun. Aber man muß doch zugeben, daß das Abendland die heikle und gefährliche Mission erhalten hatte, die Botschaft Christi den Nationen ohne Entstellung und ohne Geiz weiterzugeben. Hat das Abendland immer ein klares Bewußtsein vom wahren Sinn dieser Mission gehabt? Hat es sie nicht... mit seiner angeblichen ‚zivilisatorischen Mission‘ verwechselt, von der selbst heute noch in den Schriften achtbarer Autoritäten die Rede ist, die die Gefangenen ihrer Kultur sind?“

Um sich von dieser geistigen Diktatur, die oft ganz unbewußt ausgeübt wird, frei zu machen, ist die politische Unabhängigkeit der erste Schritt, aber nicht der letzte. Diese Diktatur „äußert sich zunächst auf der undifferenzierten Ebene der täglichen Banalitäten“. Dazu gehört etwa die Rassentrennung in den Kirchen der Südafrikanischen Union. Doch mehr noch. „Unsere Sprachen wie unsere Weisheit sind immer wieder gedemütigt worden; man hat sie für unwürdig und unfähig erklärt, die christliche Botschaft zu ehren — ebenso unsere Künste und unsere Musik. Man hat gewartet, bis der Druck der politischen Ereignisse und die Ungeduld unserer Völker beunruhigend wurden, und erst dann hat man sich bequem, zuzulassen, daß gewisse Fragen gestellt und gewisse Probleme angegangen würden. Vorher ging alles so zu, als ob die Kolonisation für die Evangelisation notwendig gewesen wäre... Ein Christ kann nicht verkennen, wieviel Entgleisungen und religiöse Gleichgewichtsstörungen die Kolonisation und der europäische Imperialismus in die Christenheit hingetragen haben.“ Und auch heute noch, wo es schwarze Priester, schwarze Bischöfe gibt, „liegt die wirkliche Leitung unserer christlichen Gemeinschaften in den Händen von Bischöfen, die aus der abendländischen Kultur hervorgegangen sind. Unsere Christenheiten sind noch weit davon entfernt, sich selbst in die Hand zu nehmen und sich denkend der Welt und sich selber gegenüberzustellen.“ Der Vorwurf, der abendländischen Kultur einen unverdienten Vorzug zu geben, wird auch, mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns, gegen die obersten kirchlichen Stellen erhoben. „Darf ein ergebener Christ einen Wunsch aussprechen? Dürfen wir nicht hoffen, daß

alle Kulturen in Rom Gelegenheit haben, den originalen Klang ihrer Modulationen hören zu lassen? Und daß eine Bemühung um Dezentralisation zugunsten der nackten Völker die Widerstandskräfte gegen die Diktatur steigere?“

Die Afrikanisierung der Kirche

Wer weiß, mit welchem Nachdruck und welcher Sorge die letzten Päpste immer wieder ihre Stimme zugunsten der vollen Aufnahme der neu in die Kirche eintretenden Völker und Kulturen als gleichberechtigte Brüder erhoben haben, wird die letzten Bemerkungen Diops als ungerecht und manche andere in diesen Ausführungen als über das Ziel hinausschießend empfinden. Oder besser gesagt: die Forderungen der afrikanischen Christenheit, die hier ausgesprochen sind, der verletzte Stolz, der hier spricht, das alles ist nur zu berechtigt; aber die in den Grenzen der menschlichen Natur begründeten Schwierigkeiten, die durch die geschichtlichen Fakten nun einmal gegebenen Ausgangspunkte sind zuwenig in Rechnung gesetzt. Für unsere Darstellung handelt es sich jedoch nicht darum, hier genau abzuwägen, sondern darum, das Gefühl des Afrikaners am Beispiel eines führenden Mannes aufzuzeigen. Viele Missionare im Schwarzen Afrika erkennen nicht nur die Berechtigung der Sehnsucht der afrikanischen Christen nach einer ihrem Wesen gemäßen Form der Kirche an, sondern sie fühlen sie aus tiefster Seele mit. Auch die Kirche als Ganzes nimmt an dieser Sorge teil. Das beweist zum Beispiel das große Interesse, das die Vorträge über die sakrale Musik in den Missionen kürzlich auf dem III. Internationalen Kongreß für sakrale Musik in Paris gefunden haben (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 512). Besonders aufschlußreich für die Probleme der „Afrikanisierung“ der Kirche ist die im Herbst 1956 in der Reihe „Rencontres“ veröffentlichte Enquete „Des prêtres noirs s'interrogent“ (Ed. du Cerf). Das Heft ist eingeleitet von Erzbischof Lefebvre von Dakar; die Herausgeber sind ein Priester aus Haiti, Gérard Bissainthe von den Heilig-Geist-Vätern, seit 1947 zum Studium in Frankreich lebend, und Alioune Diop. Zeugnisse aus Haiti sind mitverwertet in der Überzeugung, daß das Wesen der Schwarzen überall mehr oder weniger das gleiche ist. Die Kapitelüberschriften lauten: Schwarze und biblische Mentalität; Römische Liturgie und „négritude“; Christentum und „Eingeborenentum“; Priestertum und „négritude“ usw. P. Bissainthe hat die Absichten dieser Enquete in einem Aufsatz in „Témoignage Chrétien“ (16. 11. 56) dargelegt. Sie ist hervorgegangen aus dem Bedürfnis, die besondere afrikanische Wirklichkeit zu erfassen, damit sie besser mit der christlichen Botschaft verbunden werden kann.

Das erste Kapitel bringt zahlreiche Zeugnisse bei, die beweisen, daß die Mentalität des Afrikaners der der Bibel ganz nahe ist und daß der Schwarze die biblischen Erzählungen mit vollem Verständnis auffaßt. Ihm ist die Botschaft und Lehre Christi in der Bibel viel zugänglicher als in einem abstrakten philosophischen System. Als das typischste Beispiel aber dafür, daß die katholische Religion dem Afrikaner in einem zu abendländischen Gewand entgegentritt, erscheint P. Bissainthe die Liturgie.

„Es ist möglich“, sagte er, „daß die Abendländer eine liturgische Erneuerung glühender wünschen als die Afrikaner; aber es ist dennoch wahr, daß objektiv diejenigen, die sie am nötigsten haben, nicht die Abendländer sind,

sondern die Afrikaner: denn die lateinische Liturgie ist trotz allem dem Abendländer, selbst dem des 20. Jahrhunderts, näher als dem Afrikaner, dessen Mentalität und Denkform nicht abendländisch sind. Der gregorianische Gesang ist wunderbar, und es ist sicher, daß die Schwarzen die gregorianischen Melodien genießen können, aber die Tatsache, daß die Worte lateinisch sind, macht ihnen ihren Sinn absolut unzugänglich... Sicher gibt es schon viele Versuche liturgischer Adaptation. Aber das ist noch nicht genug; es ist noch zu sehr Sache einiger Außenseiter.“

„Heute kann man das Problem der Christianisierung Afrikas nicht mehr in Angriff nehmen, indem man sich, wie bisher üblich, damit begnügt, zu taufen und die Sakramente zu spenden. Diese erste Etappe muß heute notwendigerweise überschritten werden. Heute handelt es sich darum, die schwarze Seele selber, die schwarze Mystik, die schwarze Symbolik zu erfassen... Allzulang hat man unsere Probleme für uns gedacht, ohne uns und selbst gegen uns...“

Die bereits vorliegenden liturgischen Kompositionen und Gesänge von Afrikanern, teils afrikanische Musik zum lateinischen Text mit Tam-Tam statt Orgel zur Begleitung, teils hymnische Gesänge in afrikanischen Volkssprachen, bezeugen nun in der Tat eine wirklich außerordentliche religiös-musikalische Aussagekraft. Erwähnt seien die „Messe der Savannen“ des Pfarrers Wedraogho in Wagadugu, Obervolta (jetzt auf Schallplatte Philips N 76 079 R), und eine Messe der schwarzen Schwestern des Noviziats von Katanga (Belgisch-Kongo) nach Motiven von Negergesängen, sowie Gesänge mit Texten in Sara, der Sprache von Ubangi und Süd-Tschad, „deren liturgisches Genre, Versform, lokale Tonart und Refrains das religiöse Genie dieses großen Stammes verraten“ (P. Rouchaud von den Heilig-Geist-Vätern auf dem Kongreß für Sakrale Musik in Paris). Die Missionsgesellschaften in verschiedenen anderen Gegenden Afrikas fördern ebenfalls die musikalische Aussage der ihnen anvertrauten Stämme; in Kamerun ist 1954 ein Buch mit Gesängen zu Ehren des Marienjahres herausgegeben worden. Die Aussagekraft afrikanischer religiöser Plastik ist bereits weitbekannt.

Ein anderer, sicher sehr wichtiger Schritt, die Afrikaner zur eigenen Gestaltung in der Kirche gelangen zu lassen, ist die Gründung kontemplativer Klöster nur für Afrikaner. In Belgisch-Kongo besteht schon seit langem ein gemischtes Benediktinerkloster in Kansenia, in dem heute (nach „Osservatore Romano“, 20. 4. 57) 6 belgische und 45 eingeborene Mönche und ebensoviele Novizen und Postulanten leben. Die schwarzen Mönche sind nicht alle zum Priestertum bestimmt, sind aber alle zum Chorgebet zugelassen. Ebenso besteht in Belgisch-Kongo ein Benediktinerinnenkloster in Katanga, in dem 1951 die ersten schwarzen Novizen die Gelübde ablegten; heute sind es 21 Ordensfrauen und ungefähr 30 Aspirantinnen. Anfang 1957 wurde nun aber auch ein Benediktinerkloster ausschließlich für Schwarze in Peramiho (Tanganjika) gegründet, in dem zwar die Messe auf Latein gesungen, das Heilige Offizium jedoch in Kiswahili rezitiert wird. Die Zulassungsriten für die ersten vier Novizen wurden vollständig in Kiswahili vollzogen. Rom hat die Erlaubnis für alle etwa notwendigen Maßnahmen zur Anpassung dieser benediktinischen Gründung an die afrikanischen Lebensformen gegeben. Ein erster Anfang.

Trotzdem kann die Kirche in Afrika vorläufig ihr abendländisches Gerüst nicht entbehren. Die Zeit drängt zu sehr, als daß man das Entstehen afrikanischer Formen in allen Bereichen ruhig abwarten könnte. Ganz besonders betrifft das die Organisation der Laien. Sie erfolgt ganz nach europäischem Muster in allen Formen der Katholischen Aktion und der sozialen Aktion. Christliche Gewerkschaften, JOC, Soziale Wochen, Christliche Landjugend werden ins Leben gerufen, arbeiten — und halten Tagungen ab. 1953 fand in Kisubi (Uganda) das erste afrikanische Treffen von Führern des Laienapostolats statt (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 158). Die JOC veranstaltete ihre erste panafrikanische Zusammenkunft im vergangenen September in Duala (Kamerun).

Im Dezember 1956 fand eine Soziale Woche in Kudugu (Obervolta) über das Thema „Wirtschaftliche Unterentwicklung“ statt, an dem vermutlich nur „weiße“ Afrikaner teilgenommen haben. Diese Strukturen sind im heutigen Augenblick für die Kirche ebenso unerlässlich wie gewisse politische Strukturen und das gesamte technische Gerüst für das öffentliche Leben. Es ist im politischen wie im kirchlichen Leben eine Aufgabe der Weisheit, vorsichtig den Übergang zu finden zu jener Freiheit und Eigenständigkeit, zu der es früher oder später kommen muß. Auf politischer Ebene haben die Schwarzen Französisch-Afrikas jedenfalls bisher eine Mäßigung geübt, die für alle Bereiche eine gute und gewaltlose Lösung hoffen läßt, zum Ruhm dieser so rasch in die Geschichte eintretenden und lang verkannten Rasse.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Der Ungarnbericht der Vereinten Nationen

Wie die Herder-Korrespondenz bereits gemeldet und kurz zusammengefaßt hat (vgl. ds. Jhg., S. 515), hat eine Untersuchungskommission der Vereinten Nationen einen Bericht über die Vorgänge, die Entstehung und die Folgen des Volksaufstandes in Ungarn und des Eingreifens der UdSSR im Spätherbst 1956 veröffentlicht. Die Kommission wurde durch einen Mehrheitsbeschluß der 636. Plenarsitzung der UN am 10. Januar 1957 ins Leben gerufen, wobei Ungarn, die UdSSR, der Generalsekretär der UN und alle Mitgliedstaaten aufgefordert wurden, mit der Kommission in jeder Weise zusammenzuarbeiten. Die Kommission setzte sich aus Vertretern von Australien, Ceylon, Dänemark, Tunesien und Uruguay, also fünf unbeteiligten und unbefangenen Staaten, zusammen, von denen nur einer zu Europa zählt, während zwei der farbigen afrikanisch-asiatischen Völkerwelt angehören. Die fünf Staaten benannten angesehenen Diplomaten als ihre Delegierten, und zwar Keith C. O. Shann (Australien), R. S. S. Gunawardene (Ceylon), Alsing Andersen (Dänemark), Mongi Slim (Tunesien) und Professor Enrique Rodríguez Fabregat (Uruguay). Die Kommission wählte den Dänen Andersen zu ihrem Präsidenten, den Australier Shann (Botschafter in Manila) zum federführenden Berichterstatter. Die Kommission hat außerordentlich schnell und sachlich gearbeitet. Sie hat zwischen dem 17. Januar und dem 7. Juni 1957 in New York, Genf, Rom, Wien, London, wieder Genf und wieder New York nahezu siebzig Sitzungen abgehalten und dabei 111 Zeugen ausführlich einvernommen. Die Zeugen wurden vom Präsidenten und vom Berichterstatter unter den Flüchtlingen aus allen Bevölkerungsschichten und Landesteilen ausgewählt: Arbeiter, Techniker, Intellektuelle, Schriftsteller, Studenten, Ärzte, Krankenschwestern, Soldaten, Politiker. Es waren alle Konfessionen und alle politischen Richtungen, „Kommunisten wie Nichtkommunisten“, vertreten. Ein Zeuge war Stenograph bei der Sicherheitspolizei, mehrere waren ungarische Parlamentarier oder hatten im Kabinett Nagy Ministerrang. (Die ersten drei Zeugen haben noch in New York öffentlich ausgesagt: Anna Kethly, Außenministerin in der Regierung Nagy,

Bela Kiraly, Oberkommandierender der Nationalgarde, und Jozsef Kövago, Budapester Oberbürgermeister 1945—47 und in den ersten Novembertagen 1956.) Unaufgefordert haben sich mehr als 200 Ungarn schriftlich an die Kommission gewandt. Keiner der Zeugen hatte Ungarn vor Ende Oktober verlassen. Acht Zeugen waren schon in die UdSSR deportiert und sind von dort entflohen oder zurückgeschafft worden; ein Zeuge ist mehrmals nach Ungarn zurückgekehrt, um Familie und Freunde in den Westen zu bringen.

Die Kommission genoß die Unterstützung der Regierungen von Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Österreich und den USA sowie des Internationalen Gerichtshofes im Haag, die Zeugenvernehmungen ermöglichten und eigene Memoranden vorlegten. Außer den mündlichen Zeugenaussagen wurden alle offiziellen Dokumente sowie die sowjetische und ungarische Presse und die ungarischen Rundfunksendungen vor, während und nach dem Aufstand mit herangezogen. Die Kommission hat keine Mühe gescheut, um ein umfassendes und unangreifbares Tatsachenmaterial vorzulegen.

Die Zeugen wurden von allen fünf Mitgliedern unter Anwesenheit von zwei juristischen Sachverständigen einvernommen und einem scharfen, oft Stunden andauernden Kreuzverhör unterworfen; viele legten zudem schriftliches Beweismaterial vor. Dadurch und durch den Vergleich der einzelnen Aussagen konnte die Glaubwürdigkeit eindeutig erhärtet werden. Von allen Zeugen stehen die Personalien fest.

Die Kommission hat mehrmals vergeblich versucht, die Unterstützung Ungarns und der UdSSR und die Erlaubnis zur Einreise nach Ungarn und zur Einvernahme von Imre Nagy in Rumänien zu bekommen. Der Bericht bedauert die ablehnende Haltung des Sowjetblocks, stellt aber fest: „Angesichts der umfassenden und detaillierten Dokumentationen und Zeugenaussagen, über die sie verfügen konnte, ist es die Auffassung der Kommission, daß die Angaben, die von den Regierungen der UdSSR und Ungarns hätten gemacht werden können, die wesentlichen Schlußfolgerungen der Kommission hinsichtlich des in Ungarn Vorgefallenen nicht verändert hätten.“